

Nr. 45. Posen, den 6. November. 1892.

In der Sommerfrische.

Eine Erzählung von Marianne Sell.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Jetzt ist der Mai gekommen," jubelte der Herr Kanzleirath Lindner und fuhr dabei mit dem Zeigefinger über seinen Geschäftskalender. „Dann folgt der Juni, und am 15. Juli beginnen meine Ferien. Hurrah! Da gehts in die Schweiz!" Darauf rieb er sich vor Freuden die Hände.

Die Schweiz, das Wunderland, mit eigenen Augen zu sehen, war sein sehnlichster Wunsch, seitdem er als 14jähriger Junge zum ersten Mal den „Wilhelm Tell" gelesen hatte. Viele Jahre waren seitdem verflossen und noch hatte er diesen Wunsch nicht in Erfüllung gehen sehen, denn unübersteigliche Hindernisse hatten sich jederzeit vor ihm aufgethürmt, höher als der Rigi und der St. Gotthard, Hindernisse, über die kein Saumpfad und keine Drahtseilbahn führte. Allerlei Familienereignisse waren es gewesen, auch an Zeit hatte es gefehlt, aber vor Allem an Geld, dem nöthigsten Ding für eine Reise. Aber dieses Jahr mußte es werden: hatte er sich doch ein ganz nettes Sümmchen erspart. Er war nie mit der Pferdebahn gefahren, sondern bei Wind und Wetter zu Fuß gelaufen, er hatte fabelhaft billige Cigarren geraucht und war, anstatt die Abende bei Scat und Bier zuzubringen, vorsorglich zu Hause geblieben, hatte Reisebeschreibungen gelesen, über Landkarten gebrütet, den Bädecker beinahe auswendig gelernt und den Reiseplan bis aufs Kleinste ausgearbeitet. Alles hatte er bedacht und auch das Wetter im Voraus geordnet. Nachts, und so lange er im Dampfwagen saß, sollte es regnen, damit der Staub gelöscht und die große Hitze gemildert würde; im Uebrigen aber sollte die Sonne am blauen Himmelszelt lachen. Er hatte bereits Tag und Stunde festgesetzt, da er zu den klassischen Städten wallfahren wollte, wo der Tell die Schweiz von ihrem Tyrannen befreit hatte. Gegen seine Frau hatte er bis jetzt von seinem Vorhaben geschwiegen, denn sie war keine Freundin von Reisen und der Meinung: daß es zu Hause am Besten sei.

„Wenn ich es ihr nur schon beigebracht hätte," seufzte er, „mir ahnt, als würde sie mir Schwierigkeiten in den Weg legen! Indeß, kommt Zeit — kommt Rath!"

Mittlerweile war der Lenz dem Sommer gewichen und in der Stadt war es schon unerträglich heiß geworden. Die Reiselust begann sich bei allen Menschen zu regen, und die bekannte Frage: „Wohin werden Sie diesen Sommer gehen?" hörte man aller Orten.

Der Kanzleirath Lindner war nur noch körperlich in seiner Amtsstube und bei seinen Geschäften: seine Seele befand sich bereits unterwegs. Während er ein Protokoll aufnahm, wanderte er im Geiste durch die hohle Gasse; er saß auf der „Bank von Stein", während sich die Parteien zankten und stritten. Neidisch blickte er den kofferbeladenen Wagen nach, die zum Bahnhof rollten, und wie bezaubert stand er vor jeder Anschlagesäule und las immer von Neuem die orangegelben Plakate: „Auf die Alpen! Extrafahrt nach der Schweiz, nach Zürich, Zug nach Luzern am Vierwaldstädter See, zu noch nie dagewesenen Preisen!"

Jetzt wars aber hohe Zeit, seiner Frau Mittheilungen über seine Pläne zu machen; nur zögernd brachte er sie vor und — seine Ahnungen wurden von der Wirklichkeit noch übertroffen, denn Karoline war im höchsten Grade entrüstet!

„Also Du willst in die Schweiz? Längst ahnte ich schon, daß Du das im Schilde führtest, aber ich glaubte, Du würdest selbst zu der Einsicht kommen, daß unsere Mittel eine so kostspielige Reise nicht erlauben. Für einen rechtschaffenen Gatten und Familienvater giebt es doch nur in der Gesellschaft der Seinigen ein Vergnügen, und überdies würde ich daheim vor Angst vergehen, wenn Du ganz allein in den Alpen herumkletterst! Täglich liest man ja in den Zeitungen schreckliche Geschichten von Unglücksfällen, die sich dort zugetragen! Wenn Du in eine Gletscherspalte fällst, oder von einem Felsen abstürzest, dann habe ich das Vergnügen, Dich als Leiche heimzuholen und nage als verlassene Wittwe mit meinen Kindern am Hungertuch!"

„Aber Karoline!" wandte der Gatte etwas kleinlaut ein, „ich denke doch wahrhaftig in meinem Alter nicht mehr an halsbrecherische Kletterpartien: die überlasse ich jungen Leuten und den Bergfexen; ich will mir die Berge nur von unten ansehen."

„Da muß man Euch Männer nur kennen! Und wenn Ihr von den besten Vorsätzen beseelt seid — sobald Ihr von einem Menschen hört, der ein Bravourstück ausgeführt, läßts Euch keine Ruhe! Ist Einer 5000 Fuß hoch gestiegen, dann thuts der Andere nicht mehr unter 10,000, und sollte er auf Händen und Füßen hinaufkriechen und Gesundheit und Leben aufs Spiel setzen; er weiß, daß er keinen Spaß davon hat, aber wenn er nur oben gewesen ist! Ich bin durchaus nicht engherzig und ich gönne Dirs, wenn Du während Deiner Ferien Erholung in ländlicher Ruhe suchst, aber die wird wohl auch etwas näher zu haben sein! Da hat mir meine Freundin Thusnelde von einem Luftkurort erzählt, der Alles vereinigt, was man nur wünschen kann! Himmelhohe Berge, großartige Wälder, rauschende Gebirgsströme, Alles wie in der Schweiz, nur bedeutend billiger und in wenig Stunden zu erreichen.

„Schlangendorf“ soll ein wahres Paradies sein . . . wie geschaffen für angegriffene Nerven!“

„Schlangendorf? Das klingt nicht sehr verlockend!“

„Ach, der Name thut ja nichts zur Sache! Natürlich sind keine Schlangen dort, sondern nur gebildete Menschen, die sich der schönen Natur freuen und eine anregende Geselligkeit pflegen. Thusnelde spricht mit Entzücken von dem eleganten Kurhaus, von den Konzerten, Theatervorstellungen, Waldfesten und Tanzgesellschaften! Sie hat letztes Jahr in der Villa Amicitia gewohnt, und empfiehlt sie angelegentlichst. Mich spricht der Name vorzugsweise an: Freundschaft ist ein so seltenes, unschätzbares Kleinod!“

„Fräulein Thusnelde Rettig war von jeher exaltirt, und wird wohl die Schlangendorfer Herrlichkeiten übertreiben . . . . mir ist übrigens der Ort ganz gleichgiltig.“

„Thusnelde ist eine kluge, liebenswürdige Dame, aber weil sie nicht mehr jung und nicht hübsch ist, interessirt sie Dich nicht! Mir ist indeß Schlangendorf keineswegs gleichgiltig, denn ich bin zu der Einsicht gekommen, daß diese Sommerfrische die passendste ist! Von mir will ich garnicht sprechen, obschon mir ein ländlicher Aufenthalt sehr wohl thun würde, aber wenn Du nicht nur Augen für Deine Landkarten gehabt hättest, so würdest Du wohl bemerkt haben, wie blaß unsere Helene aussieht, und was Elschen betrifft, so ist für sie eine Luftveränderung unbedingt nothwendig! Für arme Kinder sind von wohlthätigen Menschen Ferienkolonien gegründet worden . . . wir haben selbst unser Scherflein beigetragen . . . und unser eigenes Kind sollte in der heißen, staubigen Stadt zurück bleiben, und dahin siechen, während Du in den Alpen schwelgst! Nein, Wilhelm, wenn mein Rath und meine Wünsche bei Dir etwas gelten, dann läßt Du Deine abenteuerliche Reise bleiben und führst uns Alle nach Schlangendorf!“ So sprach die Kanzleiräthin und blickte ihren Gatten kampflustig an.

Was hatte er zu erwidern? Nichts, rein gar nichts! Er schwieg, barg seufzend Atlas und Bädecker in der dunkelsten Ecke seines Bücherschrankes, und begrub abermals seine Wünsche und Träume, seine Sehnsucht nach dem Heimathlande des kühnen Tell! Dann ergriff er die Feder und schrieb an Frau Christiane Krauthuber in Schlangendorf: „Ich bitte um zwei Zimmer in ihrer Villa Amicitia!

II.

Ferien! Verheißungsvolles Wort! Klingt es nicht wie Ausschlafen, Ruhen oder Wandern über Berg und Thal? Da strömt auch schon die Menschenschaar zum Bahnhof, so eilig, als stände die Stadt in Flammen, als drohte der Einsturz ihrer Mauern. Fort! fort! Auch Kanzleirath Lindners befinden sich mitten im Gewühle. Fast willenlos werden sie bis an den zur Abfahrt bereiten Zug geschoben, und nach vielen Anstrengungen gelingt es ihnen, ihre Plätze zu erobern. Erschöpft sinkt die Mutter nieder. „Das war ja entsetzlich! Reisen denn alle Einwohner unserer Stadt gerade heute?“ Aber schon schnellt sie wieder empor. „Vater, Du hast doch den Feldstuhl nicht vergessen? Wo sind die Regenschirme, Helene? Aber Else, Du sitzest ja auf unsrem Frühstückskorb!“

Jetzt läutets zum letzten Male und frohe Reisende tauschen Abschiedsgrüße mit ihren daheim bleibenden Freunden aus. „Adieu! Adieu! Auf Wiedersehen! Glückliche Reise! Gut Heil! Hurrah! Jetzt gehts in die weite Welt!“ und das Dampfroß windet sich pfeilschnell durch die Bahnhofsgebäude und hat bald das freie Feld erreicht.

Der Herr Kanzleirath ist ernst und gemessen; ja, wenns in die Schweiz ginge, da wollte er auch jubelnd seinen Hut schwenken, aber für Schlangendorf kann er sich nun einmal beim besten Willen nicht begeistern!

Sein Liebling, seine Helene besitzt allein ein Verständniß für sein stilles Leid. „Du thust mir leid, Vater,“ sagte sie mehr wie einmal schmeichelnd. „Was mich betrifft, so wäre ich bereitwillig zu Hause geblieben und hätte Dir das Vergnügen gegönnt, Deine geliebte Schweiz zu sehen, aber freilich, wenn Dir ein Unglück zustoßen sollte, wie der Mutter ahnt . . .“

„Laß gut sein, Kind,“ antwortete der Vater mit heldenmüthiger Ueberwindung, „Deine Mutter hat in mancher Hinsicht Recht und es ist besser, wenn wir bei einander bleiben. Aber wenn ich einmal das große Loos in der Lotterie gewinne . . .“

„Dann wenden wir unserer Heimath den Rücken und siedeln uns auf der höchsten Alp an,“ lachte Helene laut auf.

Sie ist ein hübsches blauäugiges Mädchen; eine Krone von aschblonden Zöpfen ruht auf ihrem welligen Scheitel, und wenn sie lacht, sieht man die kleinen weißen Zähne zwischen den rothen Lippen, und in den vollen Wangen allerliebste Grübchen. Von auffallender Blässe, die Ursache zur Besorgniß gäbe, ist eigentlich nichts zu entdecken; sie blüht vielmehr wie ein Röschen. Sie freut sich herzlich auf die Sommerfrische in Schlangendorf; am glücklichsten aber ist doch Else.

„Es ist wahrhaftig die höchste Zeit,“ denkt diese bei sich, „daß meine Eltern eine Reise mit mir unternehmen! Ich könnte mich sonst wirklich nicht mehr in der höheren Töchterschule blicken lassen! Käthe reist mit ihren Eltern ins Seebad, Frieda ins Riesengebirge und Olga nach Berlin zu ihrer Großmutter; die würden mich schön auslachen, wenn ich unterdessen zu Hause geblieben wäre! Alle Freundinnen beneiden mich, denn noch keine war in Schlangendorf! Wie angenehm unheimlich klingt das Wort! Wenn uns nur recht viel Merkwürdiges unterwegs passirt! Der Lehrer hat uns ja zu unserm deutschen Aufsatz das Thema gegeben: Reiseabenteuer!“ Und dann späht sie nach rechts und links, Notizbuch und Bleistift in der Hand, um Aufzeichnungen vorzunehmen, aber nirgends bietet sich etwas Interessantes.

Die vom Zuge durchbrauste Gegend ist ziemlich einförmig. Korn- und Kartoffelfelder, ein Kiefernwald, eine Pappelallee; hier ein kleines Dörfchen, von Buschwerk und Obstbäumen beinahe verdeckt, dort eine Fabrikanlage, aus deren riesigen Schornsteinen sich ein häßlicher schwarzer Rauch wälzt und den Himmel verdüstert.

„Wie wirds nur in Schlangendorf sein?“ fragt sie immer von Neuem.

„Wunderschön! wie Fräulein Thusnelde Rettig sagt“, erwidert ihr Vater etwas spöttisch. Er war der Freundin seiner Karoline nie recht gewogen, aber seit heute Morgen haßt er sie. Lief ihm doch die alte Person gerade in den Weg, als er aus der Hausthüre trat! Ein schlimmeres Omen konnte es gar nicht geben! Und doch hatte sie so liebenswürdig mit Allen gesprochen.

„Mein bester Herr Kanzleirath, Sie wollen soeben in den Wagen steigen? Ich bin untröstlich, daß ich zu spät komme, um Ihnen Allen ausführlich Lebewohl zu sagen! Es geht doch wohl in die Schweiz?“

„In die Schweiz? Nein, nach Schlangendorf, Fräulein Rettig; Sie haben es meiner Frau so dringend empfohlen!“

„Ich, o bewahre, ich empfehle grundsätzlich nie etwas. Die Ansichten der Menschen sind ja so außerordentlich verschieden! Aber mir hat es in dem kleinen Dörfchen vergangenes Jahr recht wohl gefallen! Sie sehen brillant aus, Fräulein Helenchen, der Reiseanzug steht Ihnen vorzüglich! Ei, ei, die jungen Herren in Schlangendorf mögen ihre Herzen nur in Acht nehmen! Da ist ja das kluge Elschen! Nun, mein Herzchen, jetzt hat das Lernen ein Ende, jetzt mußt Du ein wenig ausruhen!“

Dann hatte Fräulein Thusnelde ihre Freundin bei Seite gezogen. „Denke Dir, Karoline, ich habe zufällig erfahren, daß die Steuerräthin Römer schon vor acht Tagen mit ihrem Paul abgereist ist; angeblich soll er leidend sein . . . wir kennen aber den faulen Jungen; er wird keine Lust zur Schule gehabt haben! Riesige Koffer hat sie mitgenommen und eine Unmasse neuer Toiletten angeschafft!“

„Die eitle Person!“ Das war das Einzige, was die empörte Kanzleiräthin antworten konnte, denn ihr Gatte drängte zum Einsteigen. — „Adieu, mein liebes Herz! Komme gesund und froh wieder! Viel Vergnügen allerseits!“

Diese Worte hatte sie noch dem davonrollenden Wagen nachgerufen und mit dem Taschentuche geweht. „Wenn wir unterwegs Unglück haben, dann trägt sie die Schuld“, brummte der Kanzleirath.

„Sei doch nicht so abergläubisch, Wilhelm“, verwies ihn seine Frau, „Thusnelde meint es so gut mit uns!“

„Meinetwegen, ich kann sie nicht ausstehen!“

„Die kühlen Morgenstunden sind längst vorüber. Dumpf brütet eine glühende Hitze über der verschmachtenden Erde, aber gleichwohl arbeiten die Landleute fleißig auf den Feldern.

Hier wird Klee geschnitten, dort beginnt man schon mit der Kornernte und auf blumigen Wiesen weiden Schafheerden.

„Daß ich doch allemal die Schafe zur Rechten habe!" klagte die Kanzleiräthin. „Das bedeutet nichts Gutes, sondern Zank und Streit!"

„Sei doch nicht so abergläubisch", mahnt ihr Gatte, „die dummen Schafe haben ja gar nichts zu bedeuten"; aber seine Ehehälfte läßt sichs nicht ausreden, bei ihr triffts regelmäßig ein!

„Weil man in der Welt überhaupt mehr Unangenehmes als Freudiges erlebt", seufzt melancholisch der Kanzleirath.

„Schon wieder eine Schafsherde rechter Hand!"

Die Sache wird bedenklich. „Und ich habe sie stets zur Linken, das bedeutet Gutes! Nicht wahr, Mama!" lacht Helene! „Komm, wir wollen mit den Plätzen tauschen!" Die Mama sträubt sich zwar ein wenig, aber schließlich giebt sie nach, und nimmt gegenüber Platz. „Schafe", meldet Elschen mit lauter Stimme. „Mama, diesmal sind sie auf der anderen Seite." Entsetzt schaut diese zum Wagenfenster hinaus. Richtig, da stehen sie unten auf der tiefliegenden Wiese und sehen verdutzt dem oben dahinbrausenden Zuge nach. Das Verhängniß ist nicht abzuwenden! Im Gegentheil, sie hat es durch ihre Vorsicht erst recht herbeigezogen . . . Jetzt lehnt sie sich unter dem leisen Gekicher ihrer Mitreisenden zurück, schließt die Augen und versucht zu schlafen. Elschen ergreift aber ihr Notizbuch und trägt als erste Merkwürdigkeit ein: „Als wir nach Schlangendorf reisten, hatte meine Mama immer Schafe auf der rechten Seite!"

Endlich war die langweilige Fahrt überstanden und die Endstation erreicht. Während die Mutter ängstlich ihre Gepäckstücke zählte, hatte der Vater einen Wagen gemiethet, der sie so schnell nach Schlangendorf bringen sollte, als dies die alten steifen Pferde vermochten. Das war eine schöne Fahrt in der reinen würzigen Landluft; die Frau Kanzleiräthin vergaß ihre schwarzen Gedanken und freute sich über Alles: über die Lerche, die singend gen Himmel stieg, über die reifenden Kornfelder, und über die früchtebeladenen Obstbäume. Jetzt fuhr man die Höhe langsam hinan und oben hielt der Kutscher einen Augenblick still.

„Da ist Schlangendorf", rief er und zeigte mit der Peitsche ins Thal hinab. — „Ah!" Alle richteten sich auf, um das Paradies zu sehen.

„Die hohen Berge!" staunte die Mutter.

„Wo denn?" fragte der Vater und sah kerzengerade in den blauen Himmel hinauf.

„Da oben natürlich nicht", antwortete die Frau Rath ärgerlich. „Dort unten!"

„Ach, Du meinst die kleine Hügelkette, die das schmale Thal auf beiden Seiten begrenzt? Und das Bächelchen ist wohl der reißende Gebirgsstrom, von dem Deine Freundin Thusnelde gesprochen? Großartig finde ich die Gegend gerade nicht!" spöttelte der Kanzleirath. „Wer seit Jahren in Gedanken unzählige Male den Rigi bestiegen und den Vierwaldstättersee befahren hat, kann sich natürlich nicht für solche Maulwurfshügel und für einen solchen Wasserfaden begeistern!"

Elschen, die beim Kutscher saß, hatte ebenfalls Umschau gehalten. „Jetzt weiß ich, warum der Ort „Schlangendorf" heißt! Weil er wie eine Schlange aussieht!"

„Wahrhaftig, das kluge Kind hatte nicht Unrecht: der dunkle Punkt, wo Kirche, Schule, Pfarrhaus, Gasthof und einige Bauernhöfe beisammenstanden, war der Kopf, und in unzähligen Windungen, dem Lauf des Baches folgend, zog sich das Dorf durch das Thal, bis auf halber Bergeshöhe das Kurhaus als Schwanz das Ende bildete, als wäre eine riesige Schlange herabgekrochen und hätte für eine Weile Rast gemacht! Elschen war nicht wenig stolz auf ihren witzigen Einfall und beschloß, ihn in ihr Notizbuch einzutragen.

„Ist Schlangendorf sehr besucht?" erkundigte sich die Kanzleiräthin, als der Kutscher die Pferde wieder in Trab setzte.

„Freilich, kein Dachkämmerchen ist mehr frei! Wenn ich nur wüßte, was die Leute hier wollen? In der Stadt ist es doch viel schöner, da giebts Konzerte und Lustbarkeiten . . ."

„Ich denke, in Schlangendorf giebt es ebenfalls Konzerte?"

„Das ich nicht wüßte? Manchmal kommen böhmische Musikanten, aber in diesem Sommer sind noch keine dagewesen!"

„Aber Theater giebts doch?"

„Ja, neulich hat eine Gesellschaft im Gasthof gespielt. Den „geschundenen Raubritter", „Pfefferösel" und „Genovefa" haben sie gegeben; aber das wird wohl nichts für die Herrschaften sein, da gehts manchmal ein Bischen wüst zu."

„Ich begreife Thusnelde nicht", murmelte die Frau Rath und sah ihren Gatten von der Seite an, aber dieser lächelte nur behaglich. Er schien Recht zu behalten und das freute ihn! Jetzt kam man Schlangendorf immer näher, aber eine ungeheure Staubwolke verhüllte den Reisenden seinen Anblick.

„Eine Schafheerde zieht vor uns her", erklärte der Kutscher, und bedeutete dem Schäfer durch Peitschenknall, daß er mit seinen Schützlingen ausweichen solle. Kläffend fuhr der zottige Hund hin und her. Sein Herr schalt laut über die dummen Thiere, die wie toll von einer Seite der Straße zur andern liefen und die Familie Lindner wartete mit begreiflicher Spannung, wie sich die Angelegenheit entwickeln würde. Jetzt hatte der Leithammel seinen Entschluß gefaßt — rechts war die Loosung, — die Heerde stürmte ihm gehorsamst nach und versetzte die Kanzleiräthin in stille Verzweiflung. Rechts! Alle rechts: Schafe zur Rechten, giebts was zu fechten!

Da war ja endlich die „Villa Amicitia" erreicht, und Frau Christiane Krauthuber stand bereits an der Thür, um ihre neuen Gäste mit biederem Handschlag zu begrüßen und ins Haus zu geleiten. Es war klein und enthielt nur ein Parterre und eine Mansardenwohnung; oben hauste die Wirthin und unten gabs Raum für zwei Familien. Die Zimmer waren einfach, aber sauber und als die Kanzleiräthin durch die Glasthüre auf die Veranda trat, war sie ganz entzückt über die herrliche Aussicht auf die Berge.

„Das ist der Zuckerhut", erklärte Frau Krauthuber, „und das der Pilz. O, es wird Ihnen schon bei uns gefallen! Die gnädige Frau, die neben Ihnen wohnt, ist ganz entzückt über die „Amicitia"!"

Vom Kirchthurm klang das Abendläuten, Heimchen zirpten im Grase, Schwalben schossen pfeilschnell durch die Luft und es war überall so friedlich und still. „Ja", sagte die Kanzleiräthin, „Thusnelde hatte Recht: Schlangendorf ist ein Paradies!"

III.

Man pflegt meistens die erste Nacht im neuen Heim unruhig zu schlafen und auch die Frau Kanzleiräthin hatte diese Erfahung machen müssen, denn wirre Träume und ungewohnte Töne hatten sie unzählige Male ängstlich emporgeschreckt. Im Nachbarhause brüllten Kühe und wieherten Pferde; zu ihrem Entsetzen knusperte unter ihrem Bette eine Maus, und eine zweite kletterte an den Vorhängen auf und nieder; in dem alten Schreibsekretär arbeiteten Holzwürmer, und ihr Klopfen klang unheimlich in der Stille der Nacht. Seit Tagesanbruch krähten die Hähne höchst energisch, und der Gänsehirte trieb mit viel Lärm, Hörnerklang und Peitschenknall seine schnatternde Heerde im Dorfe zusammen, um sie zum Gemeindeanger zu führen.

Da der guten Frau nun einmal nicht beschieden war, Ruhe zu finden, so hatte sie sich frühzeitig erhoben und als die Morgensonne über den Zuckerhut blinzelte, bereits die nähere Umgebung der „Amicitia" in Augenschein genommen.

Der Garten war sehr klein; vor dem Hause blühten auf einigen Beeten Monatsrosen, Levkoyen und bunte Nelken, während hinter dem Hause die Wirthin ihren Bedarf an Salat, Spinat und Frühkartoffeln baute und ein Stückchen Rasen Gelegenheit zum Bleichen und Trocknen der Wäsche bot. Hier zeigte sich ein kleines Pförtchen, das direkt in den königlichen Forst führte, den jedoch Frau Krauthuber als ihr Privateigenthum zu betrachten pflegte, denn sie nannte ihn stets: „unsern Park".

(Fortsetzung folgt.)

Hahnenkampf in Sevilla.

Von Paul Lindenberg.

Eine glühende Mittagssonne scheint auf die Stadt Murillo's, die Königin Andalusiens, herab, stechend prallen die Strahlen von den weißen Häusern zurück, an deren Fenstern die Vorhänge dicht zugezogen sind und in denen sich nichts von Leben und Bewegung regt; an einzelnen Stellen der Straßen, durch die unser von zwei schellenklingenden, bunt aufgeputzten Maulthieren gezogenes Gefährt rollt, spannen sich von Giebel zu Giebel roth- und gelbgestreifte Velarien, aber auch unter ihnen herrscht eine drückende Schwüle, daß selbst die Wasserverkäufer theilnahmslos neben ihren Krügen hocken und die Bettler schlafend unter den hochgewölbten Thorbogen der alten Häuser kauern, nicht einmal durch das Rasseln unseres Wagens aus ihrer Ruhe aufgescheucht. Durch Dutzende von Straßen, eng, winklig, verbogen, so schmal, daß man vermeint, beide Seiten mit den ausgestreckten Händen berühren zu können, führt uns der Weg; nun haben wir eine der Vorstädte erreicht, niedriger, unwirthlicher werden die flachdächerigen, mit Blumen und Unkraut bewachsenen Gebäude und noch holpriger wird das Pflaster, bis wir endlich, endlich vor einem gelbgetünchten Hause halten, das sich durch nichts in seinem Aeußern vor den übrigen auszeichnet.

Wir treten ein in den holzgedielten Flur, und ein Mann weist uns nach links, eine Thür öffnet sich und wir stolpern einige Stufen hinan, bis wir auf eine Galerie gelangen, wo wir Halt machen, umtost von lautem Stimmengewirr; jetzt erst, nachdem sich unsere Augen an das Dämmerlicht gewöhnt, sehen wir, wo wir sind: wir befinden uns in einem Circus der Hahnenkämpfe! Ein merkwürdiger Circus fürwahr, ein Circus in Miniatur-Ausgabe, für einige hundert Personen berechnet, die auf den amphitheatralisch aufsteigenden Sitzen, deren unterste mit schwarzen Lederkissen gepolstert sind, Platz finden; durch Glasscheiben fällt das Licht von oben gedämpft herein, gerad' auf die Arena, die sich in der Mitte einen Meter etwa über dem Boden erhebt. Auch diese Arena ist seltsam genug. Vier Meter ungefähr im Durchmesser haltend, ist sie leicht mit weißem Sand bedeckt und mit dünnen Holzstäbchen eingefaßt, die von oben bis unten blutbespritzt sind. Und nun welch' ein Publikum ringsherum, zweihundert Personen wohl, den verschiedensten Bevölkerungsschichten entstammend: Stutzer in eleganten, modischen Kleidungen, Bauern in kurzen, schwarzen Jacken und kurzen Hosen, um den Leib eine bunte Schärpe und auf dem Haupt den breiten, sammetnen Sombrero, Soldaten verschiedener Waffen, die Cigarrette im Mundwinkel, Torreros — Stierkämpfer — in steifen, mit großen, silbernen Knöpfen besetzten Jaquets, das Zöpfchen, ein Zeichen ihres Berufes, unter den breitkrämpigen Hut gesteckt, Polizisten, das dolchartige Bajonett in schwarzer Lederscheide an der Seite, wohlhabende und arme, alte und junge Leute, alles bunt durcheinander gewürfelt und alles plaudernd, lachend, schreiend, rufend, daß man sein eigenes Wort nicht versteht. Natürlich dreht sich die Unterhaltung nur um die bevorstehenden Kämpfe und Kämpfer; man nennt letztere bei Namen, man erwähnt ihre Vorzüge, man spricht von ihrer Abstammung wie von der alter Rittergeschlechter, man behauptet dies und bestreitet jenes, man verficht diese Aussage und bemäkelt jene, alles mit lauter, durchdringender Stimme, von einer Seite des Circus bis zur anderen, denn die hier Versammelten kennen sich sämmtlich untereinander, sie sind Stammgäste hier und versäumen keinen Tag, wo ein derartiger Kampf stattfindet.

Plötzlich tritt in dem Gesurr und Geschrei Ruhe ein, denn ein klopfendes Zeichen ertönt, und ein Mann bringt zwei Kästchen herein, in deren jedem sich ein Hahn befindet; an der über der Arena hängenden, großen Waageschale werden beide Kistchen gewogen, denn das Gewicht der Thiere muß ungefähr das gleiche sein. Jetzt untersucht der Schiedsrichter die Hähne, die von einem Diener aus dem Käfig genommen und mit beiden Händen hoch in die Luft gehalten werden, auf das Eingehendste, ob ihre Züchter nicht an ihnen verborgene Waffen, wie kleine, eiserne Sporen an den Füßen und Stahlspitzen an dem Schnabel, angebracht haben, — nein, die Kämpfer sind gut zum Kampf befunden worden und werden, jeder an einer anderen Seite, in die Arena gesetzt. Das ist der Punkt, wo von Neuem das Stimmengebrause erschallt; Alle sind aufgestanden, Alle schreien, gestikuliren durcheinander, von Sekunde zu Sekunde wächst die Aufregung, wächst das Gerufe: „Ich halte auf den rothen!"

„Ich auf den weißen!"

„Zwanzig Real (jeder etwa fünfundzwanzig Pfennig) auf den rothen!"

„Dreißig auf den weißen, er wird siegen!"

„Der weiße ist stärker!"

„Nein, der rothe! Ich wette zehn Pesetas (etwas weniger als zehn Mark) auf den rothen!"

„Gut, ich nehme die Wette an! Wer wettet noch auf den rothen gegen den weißen?"

„Ich!"

„Ich!"

„Ich!"

Geldstücke klimpern, große Silbermünzen fliegen als Einsätze in die Arena, und dabei wird kein Blick von der letzteren und den Kämpfern verwandt.

Diese haben sich bisher noch nicht beachtet; jeder von ihnen — stattliche, starke Hähne, denen die Flügel beschnitten sind — hat gravitätisch einige Schritte nach rechts, nach links gemacht, dann hat der eine den Hals gereckt und laut sein Kikeriki gerufen und der andere macht es ihm nach; und noch einmal Kikeriki, aber der Ton kommt nicht zu Ende, denn der rothe Hahn stürzt sich in demselben Augenblick auf den weißen und springt auf ihn hinauf, um ihn mit dem Schnabel am Kamm zu packen, fällt aber wieder herunter und wird von dem heftig auf ihn eindringenden weißen mit den Flügeln geschlagen. Dann eine kurze Pause — zwei Schritte von einander getrennt stehen sich die Hähne gegenüber, als ob sie ihre Kräfte messen wollten, es ist, als ob aus ihren Augen wüthende Kampfeslust sprüht, die Hälse recken und strecken sie vor, und die Federn scheinen sich vor fieberhafter Aufregung zu sträuben, und nun gerathen sie von Neuem aneinander, sich mit den Sporen bearbeitend, sich mit den Flügeln schlagend und mit den Schnäbeln zusetzend, daß Federn und Sand aufwirbeln, und die ersten Blutstropfen den Boden netzen. Jetzt erst hat der eigentliche Kampf begonnen und er wird nicht eher sein Ende finden, als bis einer der Kämpfer todt zu Boden sinkt!

Die Hähne scheinen das zu wissen: siegen oder sterben, nun denn siegen! Wie sie anrennen gegeneinander, wie sie sich anspringen, wie Schnabel auf Schnabel prallt, Sporen gegen Sporen, wie sich die Hälse zu einem Knoten zu verstricken scheinen, wie sie sich am Kamm zerren und mit ihren Hieben nach den Augen, nach dem Schädel zielen, als wüßten sie, daß dort die verwundbarste Stelle sei! Hin und her geht der Kampf, hin und her unter dem Gelärm der Zuschauer, deren Erregung mit jeder Sekunde wächst, deren Stimmen einen heiseren Klang annehmen, deren Augen funkeln und deren Hände zittern bei der Berührung der Geldstücke, die sie als Wetten hinwerfen.

„Der rothe wird siegen!"

„Nein, nein, der weiße! Wer wettet noch auf den weißen?"

„Ich, ich halte drauf, fünf Pesatas!"

„Ich auch!"

„Ich fünf auf den rothen!"

Das Geschrei, das Gerufe scheint die Kämpfer noch mehr anzuspornen; wieder und wieder tauschen sie Hieb auf Hieb aus, wieder und wieder springen, treten sie aufeinander, fassen sie sich von der Seite, von vorn, vom Rücken. Da, ein Sturm des Beifalls einer- und der Empörung andererseits: der weiße Hahn zeigt Spuren der Ermattung, er greift seinen Gegner nicht mehr so heftig wie bisher an, er wird mehr und mehr der Angegriffene, der Verfolgte, noch wehrt er sich, noch theilt er seine Hiebe aus, noch versucht er aufzuflattern, aber der andere ist der stärkere und weicht dem Gegner nicht von der Seite. Furchtbarer, schauderhafter Anblick: beide Hähne bluten, blutig ist ihr Kopf, ihr Hals, blutig die wenigen Federn noch, die sie an den Flügeln haben, blutig die Füße, und trotzdem kämpfen sie noch; der weiße drängt sich an das Gitter, er streckt seinen blutigen, kahlen Kopf durch die Stäbe, den Zuschauern zu, und das Bruchstück eines Kikerikis ertönt, so abgebrochen, so schmerzhaft, als wäre es der Sterbelaut eines vernunftbegabten Wesens. Habt ihr noch nicht genug, soll meine Qual noch länger dauern, kann ich nicht in Ruhe sterben? — scheint dieser Ruf zu sagen. Nein, er soll nicht in Ruhe sterben! Hinter ihm her ist der rothe, auch dieser ist matt, auch dieser pickt nur noch schematisch, immer in der Richtung des Kopfes seines Gegners, der noch einmal sich umwendet und gegen seinen erbarmungslosen Feind anzuflattern sucht, aber es geht nicht mehr, er ist bereits blind, er wankt, er fällt, er hebt sich wieder auf, zittert, bebt, er fällt nochmals, und der rothe, der rothe, er pickt immerfort, immerfort, selbst noch auf den todten Feind!

Hinaus, hinaus, — wie durch einen Schleier sehe ich noch, wie der Kampfrichter in die Arena steigt und den todten Hahn den Zuschauern zeigt, wie fernes Branden höre ich das Schreien, das Zetern, das entsetzensvolle Lachen der Wettenden, hinaus, hinaus!

Ein Mann tritt uns entgegen: „Caballeros, wollen sie schon gehen? Es kommen gleich gute Hähne!"

Ich hätte dem Menschen am liebsten ins Gesicht geschlagen, ich dränge ihn schroff zur Seite, nur hinaus, hinaus in die Luft, in die Sonne! Ah, wie wohl sie jetzt thut, die wärmende, lebenspendende, wie gern man sich ihren glühenden Strahlen aussetzt, als könnten sie das eben Geschaute verwischen, fortbrennen aus der Erinnerung! Bettler, Vagabunden, zerlumpte Kinder umringen uns händeausstreckend, während wir in den Wagen steigen, ich sehe das Unglück, die Armuth, das Elend um mich herum, aber mein Mitleid ist zurückgedrängt, ist erstorben — — mit einem Volk, das an derartigen Schauspielen, wie diesem und den Stierkämpfen, Gefallen findet, kann man kein Mitleid, kann man kein Erbarmen haben! — — —

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.